

Manuela Di Franco

Ein Platz

Inhalt

I	Der chinesische Flaneur	4
	Seit es begonnen hat,	5
	Am Tag darauf	7
	Wieder am Kanal,	9
	Ich fasse es nicht.	11
	Hinter der Bühne des Platzes	12
	Heute ist er schon da, der Herbst:	14
	Ein Teil des Platzes soll	15
	Wie hat es vor siebzig Jahren	20
	Das Schauen und Staunen	22
	Zeit ist vorübergegangen.	23
	Der alte Lastkahn ankert	28
	Ein milder Freitagabend,	32
	Die Bar am Platz	34
	Es ist nun wirklich, als seien wir	37
	Ein paar Tage sind	43
2	Das Café de l'Avenir	45
	Der Platz liegt noch dort,	46
	Auch ein Stück des Kanals	49
	So wie auch ich eines Tages	51
	Von da an lässt mich der Gedanke	53
	Sein Name ist <i>Café de l'Avenir</i>	54
	Ein grauer Tag nimmt	58
	Zwei Wochen sind vergangen	68
	Aus mannigfaltigen Gründen	71
	Der Winter geht	73
	Es ist Mittag.	73
	Einmal blinzeln genügt,	74
	Heute frühmorgens	78
	Aller guten Dinge	85

3 Die Baustelle	92
Der Abbruch des Hauses	93
An einem trüben Tag	94
Eine große und größer werdende	95
Abendlicht fällt auf die	97
Es geht voran,	99
Und dann ist da plötzlich	101
Zwei Etagen	103
Niemand ahnte es.	103
Das Projekt namens KANAL	109
23. Tag der Ausgangssperre.	111
Die Glastür öffnet sich	113
Der Präsident des Landes	113
Eine Woche noch,	115
Draußen Gelärme wie eh und je.	117
Am frühen Abend	117
Der kleine Park	118
Null-Null-Null-Null.	122
Epiloge	123
Wieder Frühlingsanfang,	124
Die Zeit läuft.	125
Der Platz	125
Literatur	128

I Der chinesische Flaneur

Werde ich noch lange das Gefühl
für das Wunderbare des Alltäglichen haben?

Louis Aragon, *Der Pariser Bauer*

Denken heißt wieder sehen lernen,
aufmerksam sein, sein Bewusstsein lenken,
heißt aus jedem Gedanken und jedem Bild [...] etwas ganz Besonderes machen.
Paradoxerweise ist alles etwas ganz Besonderes.

Albert Camus, *Der Mythos von Sisyphos*

Ein Mann geht durch den Raum,
während ihm ein anderer zusieht;
das ist alles, was zur Theaterhandlung
notwendig ist.

Peter Brook, *Der leere Raum*

Seit es begonnen hat,

das Schauen und Staunen, komme ich nicht mehr daraus heraus. Auf einmal sehe ich überall Rätsel und Wunder. Jeder Mensch, scheint er zunächst auch noch so gewöhnlich, erweist sich als sonderbares Wesen, das sonderbare Dinge tut.

Da ist zum Beispiel der Mann, der gerade mit zwei kleinen Mädchen den Platz überquert. Die drei gehen schnell. Er hält das ältere der beiden Mädchen an der Hand und diese das jüngere, ein wenig kleinere. Der Mann ist ganz in Dunkelbraun gekleidet, Ton in Ton mit der Farbe seiner Haut. In seinen Ohren stecken weiße Kopfhörerknöpfe, die über ein weißes Kabel mit einem Gerät in seiner Hosentasche verbunden sind. Ich wundere mich, wozu er die Kopfhörer trägt. Hört er Musik oder spricht er mit jemandem, vielleicht mit der Mutter der beiden Mädchen?

In diesem Moment kommt aus der entgegengesetzten Richtung ein anderer dunkelhäutiger Mann mit einem kleinen Mädchen daher spaziert. Er ist wie ein Echo des ersten Mannes, ebenfalls ganz in Braun gekleidet, aber es ist ein sehr helles Braun, ein Beige, das er trägt. Die Kleine sitzt in einem puppenhaft kleinen Kinderwagen und wippt mit den Beinen. Er muss sich leicht bücken, während er den Wagen mit einer Hand schiebt. Mit der anderen hält er ein Telefon ans Ohr, in das er gelegentlich spricht.

Aus der Werbeagentur strömen junge Menschen. Sie haben fast ausnahmslos weiße Turnschuhe an den Füßen. Zwei Chinesinnen, beide ganz in Schwarz gekleidet und mit derselben Handtasche in der Armbeuge, staksen in denselben hochhackigen Schuhen an mir vorbei. Gleichzeitig hat sich mir ein älterer glatzköpfiger Chinese genähert. Auch er schaut und staunt, offensichtlich über mich. Er setzt sich in einigen Metern Entfernung neben mich auf die lange weiße Bank am hinteren Rand des Platzes.

Bald beginnt der Chinese zu husten. Kurz darauf räuspert er sich mehrmals lautstark. Dann lässt er einen Riesenbatzen Spucke fallen. Das sehe ich nicht, ich will es auf keinen Fall sehen, trotzdem habe ich das Geschehen klar vor Augen. Das Ganze wiederholt sich mehrmals. Als ich dann doch zu ihm hinüberschaue, schaut er zurück, und ich ertappe mich beim Gedanken, dass er auf diese Weise, durch das Spucken, meine Aufmerksamkeit erregen wollte. Vergiss es, sage ich mir, das Spucken hat nicht das Geringste mit dir zu tun. Der Mann hustet, weil er husten muss. Er hustet Unmengen von Speichel, Schleim und Was-weiß-ich aus, egal ob du da sitzt oder nicht; er hat in diesem Moment nur zufällig zu dir oder auch bloß in deine Richtung geschaut.

Der Chinese hustet und spuckt weiter, und die Geräusche vermischen sich mit der Musik, die aus kleinen Lautsprechern von der anderen Seite der Bank ertönt. Ein paar junge Männer sitzen und stehen darum herum und hören afrikanischen Reggae-Rap. Auch sie schauen zu mir herüber, als ich zu ihnen schaue, aber das ist vielleicht noch so ein Zufall. Oder ein Reflex, wie der, sich umzudrehen, wenn hinter einem die Tür aufgeht und jemand den Raum betritt. Hinter mir höre ich ein Rollen und Klicken, aber ich drehe mich nicht um; ich weiß, dass es von den Rollbrettfahrern auf der Rampe stammt. Vom Kanal vorne ertönt tiefes Bellen. Neben mir wieder Husten, Räuspern, Spucken. Zwei Skater fahren über den Platz der Sonne entgegen; die Räder ihrer Rollbretter holpern über die nicht ganz eben verlegten Pflastersteine.

Eine Frau küsst ihre Tochter. Auch dieser Kuss macht ein Geräusch. Dann beginnt die Mutter streng auf das Kind einzureden. Als sie an mir vorübergehen, macht die Frau genau vor mir ein schmatzendes Geräusch, das klingt wie vorhin der Kuss. Es ist mir ein Rätsel, was das zu bedeuten hat, denn das Kind geht nun in einiger Entfernung neben der Frau. Es sieht zu Boden und verschränkt die Arme, als könnte es damit etwas von sich fernhalten oder sich selbst festhalten. Die beiden haben ebenfalls asiatische Gesichtszüge, vielleicht sind sie auch Chinesinnen.

Der Hund bellt wieder, aus demselben Grund wie zuvor: Er hat einen anderen Hund entdeckt, diesmal am Ufer gegenüber. Er bellt ihm etwas zu, aber der Angebellte schaut nur. Die Jungs, die den Reggae-Rap hören, lachen. Ich schaue nicht hinüber, damit sie nicht zurückschauen und zu lachen aufhören. Eine der vielen Wespen dieses Sommers schwirrt so dicht vor meinen Lippen herum, als wolle sie mich küssen. Ich spüre ein Kribbeln im Bauch, aber ich halte still, und sie schwirrt davon.

Als ich an diesem Abend vom Platz gehe und dem Geschehen darauf den Rücken zukehre, beginne ich mich über mein eigenes Wundern zu wundern. Die beiden Männer in Braun, der hustende Chinese, der bellende Hund: All das ist mit gewöhnlichen Augen gesehen weder rätselhaft noch fragwürdig, sondern das total normale Sein von Menschen und Hunden. Es ist *infra-ordinaire*, wie George Perec das, was unterhalb der Wahrnehmungsschwelle des Gewöhnlichen liegt, nannte: »[c]e qui se passe chaque jour et qui revient chaque jour, le banal, le quotidien, l'évident, le commun, l'ordinaire, l'infra-ordinaire, le bruit de fond, l'habituel [...]«. Doch als ich das scheinbar Bekannte anders anschaute, so, als würde ich es zum ersten Mal erblicken, zeigte sich mir plötzlich das Erstaunliche daran.

Wir lieben den Sehsinn mehr als jeden anderen, stellte Aristoteles fest, weil »dieser Sinn uns am meisten befähigt zu erkennen und uns viele Unterschiede klarmacht«. ² Aus dem Schauen kommt das Staunen, aus dem Staunen das Nachdenken, aus dem Nachdenken das Erkennen. Ich weiß nicht, ob ich heute auf diesem Platz etwas erkannt habe. Vielleicht erkennt jemand anderes etwas in meinem Bericht über das Gesehene; »ein Weiser«, wie Aristoteles schrieb, »der imstande ist, schwierige Dinge zu erkennen«. ³ Er sagte auch, die Philosophie beginne »mit der Verwunderung, dass die Dinge so sind, wie sie sind«. ⁴

Werden diese Betrachtungen, die mit philosophischem Staunen begonnen haben, mit der Zeit noch in wundersame philosophische Erkenntnisse münden? Oder bleiben sie ebenso *infra-ordinaire* wie das, was ich betrachte? Mir scheint, es könne nirgends hinführen, das Schauen und Staunen, nicht über den Platz hinaus oder überall hin.

Am Tag darauf

ungefähr zur selben Zeit wiederholt sich vieles. Die Rollbrettfahrer sind schon da, als ich auf den Platz komme. Menschen spazieren darüber. Flugzeuge grollen, Züge rollen, Hunde bellen, Stimmen klingen; gedämpft ist von der nahen Avenue Motorenlärm zu hören – dieselben Hintergrundgeräusche wie am Abend zuvor. Derselbe Anblick weißer Turnschuhe noch und noch. Wespen und letzte Sonnenstrahlen. Schließlich erscheint auch der Chinese wieder auf dem Platz.

Nichts ist verwunderlich an diesen Wiederholungen. Sie sind die Alltäglichkeit selbst: das, was »jeden Tag geschieht und jeden Tag wiederkehrt«. ⁵ Gerade *weil* es sich ständig wiederholt, wird es so gewöhnlich, dass wir es kaum mehr bemerken. Oder wie Aristoteles sagte: »Denn wie sich die Augen der Fledermäuse dem Tageslicht gegenüber verhalten, so auch die Vernunft in unserer Seele den Dingen gegenüber, die von allen der Natur nach die offenkundigsten sind.« ⁶ Und auch ich bin ja wieder da – die, die das Alltägliche betrachtet und als Wiederholung wahrnimmt. Nicht ganz am selben Ort bin ich heute, aber unweit davon: schräg gegenüber der langen weißen Bank, auf der ich am Abend zuvor ungefähr um dieselbe Zeit saß.

Es wird keine ewige Wiederholung sein. Heute ist es noch sommerlich warm, morgen vielleicht nicht mehr. Eines nahen Tages wird es aus sein mit dem Hin und Her auf der Rollbrettrampe, vorbei mit den weißen Turnschuhen. Die Skater werden an der Wärme sitzen und die

Füße der Werbeleute in Winterstiefeln stecken. Der Platz wird leer den grauen Himmel widerspiegeln. Ich werde nicht mehr auf der Bank sitzen. Wo wird dann wohl der Chinese sein? Ich glaube, dass er mich heute wiedererkannt hat, habe aber keinen Anhaltspunkt dafür. Wir sprechen nicht miteinander, schauen einander nicht einmal in die Augen. Er steht einige Meter entfernt im Gegenlicht; ich sehe seinen Gesichtsausdruck nicht, könnte also nicht sagen, dass darin ein Erkennen liegt.

Eine schöne junge Frau kommt auf mich zu. Es sieht jedenfalls so aus, als würde sie geradewegs auf mich zukommen. Da steht sie schon vor mir und richtet wahrhaftig das Wort an mich. Ich halte mir die Hand über die Augen, damit mich die beinahe waagrechten Sonnenstrahlen nicht blenden. Nun sehe ich, dass sie gar nicht mehr so jung ist, sie ist auch nicht besonders schön. Inzwischen hat sie ein Bündel Blätter gezückt, das sie hinter ihrem Rücken hielt, als wollte sie es verbergen. Sie drückt mir ein Werbeblatt für eine neue Bar, die bald am Kanal eröffnen wird, in die Hand und geht dann mit ihrem Bündel auf einen der jungen Menschen in weißen Turnschuhen zu. Auch die Frau trägt weiße Turnschuhe.

Die Sache mit den weißen Turnschuhen ist mir ein Rätsel. Wie kommt es, dass sie plötzlich an so vielen Füßen stecken und überall zum Kauf angeboten werden? Hat das etwas zu bedeuten, oder ist es einfach ein Modephänomen? Früher hatten nur Tennisspieler weiße Turnschuhe an; wohlhabende und dynamische Menschen, die Mitglied in einem Club waren und ihre Freizeit auf einem sauberen Platz verbrachten, der eine Gegenwelt zum schmutzigen Allerweltboden bedeutete. Auch die, die sie heute tragen, wollen offenbar dazu gehören. Die weißen Turnschuhe sind der Code ihrer Mitgliedschaft, zu welchem Club auch immer.

Zu den weißen Turnschuhen werden kurze Socken getragen und Hosen oder Kleider, die den Knöchel freilassen und die Schuhe uneingeschränkt zur Schau stellen. Dieser Anblick ist auf dem Platz allgegenwärtig. Er ist infranormal und somit das Gegenteil von wunderlich. Das Rätselhafte liegt allein in meinem Blick.

Ich vermute, dass sich dieses Rätsel von selbst lösen wird. Eines Tages werden die weißen Turnschuhe verschwunden sein. Das Verschwinden wird irgendwann, irgendwie beginnen und um sich greifen, und plötzlich werden die Menschen auf diesem und anderen Plätzen der Welt etwas anderes an den Füßen tragen, vielleicht wiederum dieselben Schuhe wie viele andere, vielleicht nicht. Ich werde mich dann über die neue Schuhmode wundern oder über etwas anderes. Vielleicht werde ich mich auch über nichts mehr wundern, sondern erkannt haben,

was es zu erkennen gibt, weise und gelassen wie Aristoteles: alle Fragen beantwortet, alle Wunder erklärt, alle Rätsel gelöst, Wissen und Glauben im Gleichgewicht.

Ich bezweifle stark, jemals an diesen Punkt zu gelangen, den vielleicht auch Aristoteles nie erreichte. Viel wahrscheinlicher ist, dass ich aus dem Staunen nicht mehr herauskomme. Doch das ist mir gerade recht. Wie die Verwunderung der Anfang ist der Philosophie, ist das Verstehen ihr Ende; an ein Ende aber will ich nicht kommen. Lieber bleibe ich in der Schweben wie Wolken. Und vielleicht liegt gerade in dieser Schweben, dieser Ziellosigkeit ein Verstehen. Denn wie sagte Laotse: »Wer wunschlos ist, kann das Wunder des Weges erkennen; wer Wünsche hat, wird nur Scheinbares entdecken.«⁷

Wieder am Kanal,

am dritten Abend in Folge, aber etwas später und ein paar hundert Meter vom großen Platz entfernt auf einem sehr viel kleineren Platz treffe ich den Chinesen wieder. Es ist Samstag. Ich sitze auf einem Strandstuhl und lasse mich von einem Lied beschallen, das ein DJ auf dem Deck eines Barschiffs auflegt. Niemand tanzt dazu, nur der DJ wippt vor und zurück.

Der Chinese kommt daher geschlendert, er schaut und staunt. Die Musik scheint ihn nicht zu stören. Im Gegenteil, er setzt sich auf eine der Bänke, die wie die Strandstühle zum Barschiff gehören und für diesen Abend auf dem kleinen Platz aufgestellt worden sind. Er trägt eine rosa Jacke und hat einen pinkfarbenen Rucksack bei sich, aus der er nun eine Zigarette zieht. Ich nicke im Takt der Musik, während ich zu ihm hinüberschaue. Er denkt offenbar, dass ich ihm zunicke, denn nun lächelt er mich an. Er lacht mit seiner Zigarette in der Hand und nickt fröhlich zurück. Dann schaut er den Pingpong-Spielern zu, die an einem Tisch vor seinen Augen hin und her hüpfen. Das zufriedene Lächeln liegt noch immer auf seinem Gesicht. Ich glaube klar zu erkennen, dass er sich am Dasein dieser Menschen, womöglich aller Menschen erfreut. In seinen Augen gehöre vermutlich auch ich zu diesen Menschen, so wie er in meinen Augen ein Wunderlicher ist.

Wieder könnte ich mich zu ihm setzen, um mich mit ihm zu unterhalten. Aber lieber bin ich still und höre der Musik zu. Ich stelle mir vor, dass ich aufstehe und zu tanzen beginne, auf der kleinen Fläche, die immer noch leer ist, vor der Schiffsbar, vor dem DJ. Als ich die Augen wieder öffne, ist der Chinese verschwunden. Die Pingpong-Spieler sind

noch da, und immer mehr hauptsächlich junge Menschen kommen herbei. Sie stehen um das Barschiff herum und sitzen daneben am Kanal. Ich schaue ihnen zu, wie ich Schauspielenden zuschauen würde, und nun sehe ich es: Der kleine Platz »ist Bühne, und alle Frauen und Männer bloße Spieler, sie treten auf und gehen wieder ab.«⁸

Wie im Theater haben wir auch im Leben bestimmte Rollen und führen bestimmte Stücke auf. Jetzt ist meine Rolle die des Publikums, aber manchmal bin ich auch Akteurin. Als Akteurin habe ich nicht das Gefühl, etwas zu spielen, Teil einer Aufführung zu sein. Oder doch – eigentlich habe ich dieses Gefühl oft. Plötzlich stellt es sich ein, als eine winzige Verschiebung im Sein. Ein Riss entsteht, ein Graben öffnet sich, der Graben zwischen Sein und Reflexion. Auf einmal ist da eine Distanz, und nichts *ist* mehr einfach. Keiner hat dies schöner und klarer in Worte gefasst als Albert Camus: »Dieser Zwiespalt zwischen dem Menschen und seinem Leben, zwischen dem Schauspieler und seinem Hintergrund ist eigentlich das Gefühl der Absurdität.«⁹ Der Zwiespalt kann breiter und breiter werden, das Ufer des Seins allmählich außer Sichtweite geraten – oder der Graben schließt sich wieder so plötzlich, wie er sich geöffnet hat, und dann scheint es, als sei da nie etwas so Seltsames gewesen wie diese Verschiebung, dieses Dazwischen ... Doch wer das Absurde einmal erfahren hat, wird es nicht wieder vergessen.

Der Kanal, an dem ich sitze, ist auch eine Art Graben, aber er ist schmal. Es müsste dichter Dunst über dem Wasser stehen, damit das andere Ufer nicht mehr zu sehen wäre. Jetzt scheint die Sonne. Das Barschiff bewegt sich leicht auf und nieder. Die Vorführungen auf und vor dem Barschiff werden mehr und lauter, die Musik ist auch schneller geworden. Viele der schönen jungen Menschen tanzen jetzt. Sie spielen die Unbeschwerten, denke ich, überspielen das Unbehagen, dass jede und jeder auf einer eigenen Bühne tanzt wie auf einer einsamen Insel ... Oder empfinde dieses Unbehagen nur ich? »Der erste Fortschritt eines von der Befremdung befallenen Geistes ist [...] zu erkennen«, so Camus, »dass er diese Befremdung mit allen Menschen teilt, und dass die menschliche Realität in ihrer Ganzheit an dieser Distanz zu sich selbst und zur Welt leidet ...«¹⁰

Ich schließe wieder die Augen und betrachte das Innere meiner Lider. Ich versuche es zu betrachten, ohne Muster erkennen und Formen benennen zu wollen. Die Punkte und Flecken tanzen im Takt der Musik, und langsam weicht das Unbehagen von mir. Ich stehe auf und gehe von dieser Bühne zu einer anderen, werde von diesem Publikum zu einem

anderen oder kehre ins wahre Leben zurück, in dem Wunderlichkeiten dieser Art nicht existieren, in dem alles einfach nur ist.

Ich fasse es nicht.

Es ist Montagabend, und wir haben uns zur selben Zeit, sozusagen pünktlich, am selben Ort eingefunden: auf dieser Bühne, auf der wir Auftretende und Zuschauende zugleich sind. Jetzt sehe ich den Chinesen deutlich, während er, so glaube ich, mich nicht sieht und schon gar nicht wiedererkennt als die, der er zwei Abende zuvor zugewinkt hat. Ich aber erkenne, was ich bei unserer letzten Begegnung schon sah: dass auch er ein Schauender und Staunender ist. Anders als ich, die ich am Rand des Platzes sitze, ist er ein Schauender und Staunender, der *geht*. Bemessen setzt er einen Fuß nach dem anderen auf, leicht und leise, fast tänzerisch, und dennoch sicher und fest.

Der chinesische Flaneur trägt eine Jeans und wieder die rosarote Jacke und den pinkfarbenen Rucksack. Vielleicht war auch die Jacke einmal pink und ist nun ausgebleichen von der Sonne, die ihn bei seinem Dahinschreiten und Um-sich-Blicken tagein, tagaus bescheint. Mit ihrer untypischen Farbe sind die beiden Kleidungsstücke seltsam auffällig für den Mann, der ansonsten die Unauffälligkeit selbst ist. Er ist jedenfalls weder laut noch gestylt, er ist nicht schön und nicht jung; er ist allein unterwegs, und nichts an ihm ist auf den ersten Blick verwunderlich.

Doch längst stelle ich mir viele Fragen. Ich frage mich zum Beispiel, ob er wirklich ein Chinese ist. Er könnte auch aus Vietnam, Thailand, Kambodscha, Laos oder einem anderen asiatischen Land stammen. Er könnte auch ein Franzose sein, der vage asiatisch aussieht. Ich frage mich, ob er eine Arbeit hat oder hauptsächlich herumschlendert. Vielleicht spaziert er täglich quer durch die große Stadt, immer am Kanal entlang, bis er ungefähr zur selben Uhrzeit auf diesem Platz ankommt. Und während das Rosa seiner Jacke jeden Tag ein wenig heller wird, wird die Farbe seiner Haut jeden Tag ein wenig dunkler, und seine Augen werden im ewigen Tageslicht schmaler und länger. Natürlich frage ich mich auch, was in ihm vorgeht. Ob er danach strebt, etwas zu verstehen? Oder wandelt er wunschlos auf dem wundersamen Weg des Laotse?

Ich habe den Eindruck, dass auch er alles wunderbarlich findet. Er bleibt alle paar Meter stehen und blickt um sich, als sehe er die Welt zum ersten Mal. Während sein Blick umherschweift, liegt auf seinem Gesicht ein zufriedenes Lächeln. Er erfreut sich an dem, was vor ihm liegt, so sieht

es zumindest aus. Vielleicht betrachtet auch er die Menschen um sich herum, als spielten sie in einem Stück. Was ja irgendwie auch so ist, nur ist das Stück ihr Leben, und sie spielen nicht jemand anderen, sondern sie sind sie selbst oder versuchen es zu sein. Der Chinese ist auch allein, sieht aber überhaupt nicht einsam aus. Er scheint glücklich in seine eigenen Gedanken, seine vielleicht gedankenlose Betrachtung der Welt versunken und geht dann weiter, mit der Ruhe und Selbstverständlichkeit eines Flaneurs. Ob er über seine Spaziergänge schreibt, wie es Robert Walser, Guillaume Apollinaire und viele andere Flaneure getan haben?¹¹ Ich denke nicht, dass dem so ist. Er macht sich weder Notizen noch Bilder. Wenn er stehenbleibt, schaut er nur, mehr nicht.

Als der sogenannte Chinese längst von der Bühne verschwunden ist und die beiden Partnerlook-Chinesinnen wieder an mir vorüberstaksen, begreife ich, dass hier noch viel mehr Wiederholungen stattfinden, so wie auch meine Anwesenheit auf dem Platz eine Wiederholung ist. Doch es ist nicht immer genau dasselbe Stück, das wir aufführen und wohl noch aufführen werden. Es sind eher Variationen. Am Ende, wann immer das sein wird, wird sich alles geändert haben: die Stücke, der Platz, ich selbst – womöglich geändert bis zur Unkenntlichkeit.

Hinter der Bühne des Platzes

hat es noch einmal eine Art Bühne: den Kanal. Schiffe gleiten darauf herum, wie von einem unsichtbaren Marionettenspieler hin und her geschoben. Lastkähne, vollbeladen und leer, Ausflugsschiffe mit mehr oder weniger Passagieren und Elektroboote, die in der großen Stadt stundenweise gemietet werden können, geräuschlos bis auf das Glucksen, wo das Wasser auf die Bootswand trifft.

Ich frage mich, wo der Chinese an diesem Abend bleibt. Als hätten wir eine Verabredung, zu der ich pünktlich gekommen bin, während er auf sich warten lässt. Dafür sind die Rollbrettfahrer da, und viele andere Personen bewegen sich, aus allen Richtungen kommend und in alle Richtungen gehend, über die große Bühne des Platzes. Nicht alle jungen Menschen, die aus der Werbeagentur kommen, haben weiße Turnschuhe an den Füßen. Einige Frauen tragen Sandalen, flache oder solche mit Absätzen. Heute noch ist es richtig warm, wenn auch nur noch während wenigen Stunden des Tages.

Gerade gehen blaue Sandalen an mir vorüber, passend zu einem knielangen blauen Kleid aus Tüll. Dahinter kommt ein Mann, der mich an den Chinesen erinnert, weil er raucht und auf den Boden spuckt. Allerdings tut er dies im Gehen, er ist kein Chinese und kein Flaneur, sondern scheint ein Ziel anzusteuern, vermutlich den Eingang der nächsten Metrostation. Er hat den Kopf gesenkt und geht schnell; seine Füße stecken in weißen Turnschuhen.

Der Chinese lässt noch immer auf sich warten. Inzwischen haben sich viele andere neben mir auf die lange weiße Bank gesetzt; gesetzt und wieder erhoben. Wenn ich zu ihnen hinüberschaue, blicke ich ins Gegenlicht der untergehenden Sonne und kann nicht sicher sein, ob der Chinese nicht einer von denen ist, die da sitzen. Vielleicht habe ich ihn verpasst oder nicht bemerkt.

Als ich mich gerade erheben und gehen will, kommt er. Langsam, aber stetig. Natürlich schaut er zu mir, lange und immer wieder. Dann setzt er sich auf eine der weißen Bänke vorne am Kanal, aber erst, nachdem er nochmals lange in meine Richtung geschaut hat. Ich kann allerdings auf die Distanz nicht sicher sein, dass er wirklich mich ansieht. Es kommt mir so vor, aber im selben Moment bezweifle ich es. Wieso sollte er das tun? Er sitzt mit dem Gesicht zum Wasser und mit dem Rücken zu mir, dreht sich aber immer wieder um und schaut in meine Richtung, so wie auch ich immer wieder zu ihm schaue. Ich sehe, was ich schon ahnte: Er hat sich hingesezt, um eine Zigarette zu rauchen. Die Zigarette, die er dann wieder aushusten wird.

Er raucht schnell oder nur die Hälfte der Zigarette, denn bald erhebt er sich wieder und schickt sich an, weiter am Kanal entlang in Richtung Osten zu gehen. Er hält eine Wasserflasche in der Hand, die er seinem pinkfarbenen Rucksack entnommen hat, und macht ein paar Schritte. Dann bleibt er stehen und schaut zu mir zurück. Er betrachtet aber auch alle anderen auf der Bühne. Jetzt spricht er zu einem Kind in seiner Nähe. Dann schaut er wieder zu mir. Vielleicht fragt er sich, was ich da so zu schauen und zu staunen habe, ob ich wohl ihn anschau. Er muss es vermuten, aber auch er kann sich nicht sicher sein, ob ich das wirklich tue. Es kann alles immer noch ein grandioser Zufall sein, ein gemeinsames, gegenseitiges Missverständnis.

Wieder ist es so, dass nach dem Chinesen die beiden Chinesinnen ihren Auftritt auf der Bühne haben. Sie sind heute nicht identisch gekleidet, haben aber beide die große, schwarze Handtasche bei sich. Die eine trägt sie über der Schulter, die andere in der Armbeuge. Auch ihr

energischer Schritt gleicht sich. Wohin schreiten sie jeden Tag ungefähr zur selben Zeit? Sind sie Schwestern, Freundinnen, Arbeitskolleginnen? Ist oder war ihr Partnerlook beabsichtigt? Haben sie mich auch schon als Wiederkehrerin bemerkt? Was tragen sie in ihren Handtaschen herum?

Fragen über Fragen, und sie münden in – nichts.

»Viele Worte führen unweigerlich zum Schweigen.«¹²

Heute ist er schon da, der Herbst:

im kühlen Wind, im grauen Himmel, in den ersten Blättern, die sich von den Ästen lösen, eins ums andere, bis keines mehr übrig sein wird. Ich habe eine Unterlage mitgenommen, den dicken Möbelkatalog, der ungebeten in unserem Briefkasten gelandet ist und der mir nun dazu dient, auf der langen weißen Betonbank nicht zu frieren. Ich friere trotzdem bald. Die 27 ° Celsius vom Tag zuvor scheinen so gut wie nicht mehr wahr und sind es heute ja auch nicht. Nun weht feuchte Luft aus dem Westen daher, verdunstetes Meer. Ich drehe dem Wind und damit auch der untergehenden Sonne den Rücken zu.

Neben vielem anderem führt mir dieser Platz vor Augen, dass meine Weitsicht immer geringer wird. Ich versuche zu erkennen, was ein Mann etwa zwanzig Meter neben mir auf dem Platz abgestellt hat, sehe es aber nicht klar. Es scheint eine Art Kiste aus Stein zu sein. Er hat die Kapuze seines Pullovers über den Kopf gezogen und telefoniert.

Während ich hinüberstarre, zur sogenannten Kiste und zum Mann, der mir den Rücken zudreht, kommt ein anderer Mann geradewegs auf mich zu. Er ist blond und jung, ich habe ihn noch nie gesehen. Er trägt einen Anzug und erinnert mit seinem langen schmalen Gesicht an David Bowie. Nun steht er fast vor mir, lächelt mich an, macht eine Auf-und-Ab-Bewegung mit dem Daumen seiner linken Hand und fragt, ob er Feuer haben könne. Ich sage »Ja, natürlich«, und während ich zu suchen beginne, denke ich, wie ganz und gar nicht natürlich, sondern höchst wunderlich es ist, dass ich ihm Feuer geben kann. Das Feuer wurde eines Tages entdeckt, wir wissen nicht wann und wie und von wem, und von da an entwickelten sich die Dinge derart, dass ich am heutigen Tag, auf diesem Platz sitzend, einen kleinen Gegenstand bei mir habe, mit dem ich Feuer erzeugen kann.¹³

Jetzt muss ich das Ding nur noch finden.

Ich suche in der Jackentasche, aber dort ist nur mein Schlüsselbund. Ich suche in den Innentaschen der Tasche, in der ich alles andere

herumtrage, das ich brauche oder unter gewissen Umständen brauchen könnte, und dort, in einer dieser Innentaschen, befindet sich das Feuerzeug. Ich gebe es ihm, und der Mann bedankt sich. Dann versucht er sich eine Zigarette anzuzünden, was bei dem starken Wind schwierig ist, aber er scheint es zu schaffen. Jedenfalls gibt er mir das Feuerzeug zurück, bedankt sich nochmals und dreht sich um.

Während er mit seinen langen Beinen davon schreitet, hält er die Zigarette in der linken Hand, aber er zieht nicht daran. Vielleicht hat er's doch nicht geschafft, sie anzuzünden. Vielleicht bringt er die brennende Zigarette jemand anderem. Alles Mögliche ist möglich. »Wir machen uns Bilder der Tatsachen«,¹⁴ aber es sind die Tatsachen, die der Fall sind, nicht unsere Bilder davon. Die Bilder können falsch sein. Auch das ist eine Tatsache, sie ist trivial – und doch ist es bisweilen verwunderlich, wie sehr wir unsere falschen Bilder für wahr halten können.

Im Lauf des kurzen, banalen und doch wunderlichen Geschehens des Feuergebens hat der Mann im Kapuzenpullover die interessante Kiste unbemerkt zum Verschwinden gebracht. Er steht noch da, aber die steinerne Kiste ist nicht mehr zu sehen. Dann geht er davon, mit einer langen Stange in der Hand, die mir zuvor nicht aufgefallen ist, weil ich nur die Kiste sah, wenn auch eben nicht deutlich. Jetzt frage ich mich, ob da überhaupt eine Kiste war. Ob er nicht mit der Stange irgendwie den Pflastersteinboden angehoben hat, wie eine Falltür; ob ich nicht anstelle dieser Tür verschwommen eine Kiste wahrzunehmen glaubte, weil ich überhaupt nicht darauf kam, dass das, was sich da neben ihm befand, ein angehobener Teil des steinernen Bodens sein könnte.

Um herauszufinden, ob da drüben eine falltürähnliche Öffnung ist, könnte ich mich erheben, hingehen und nachsehen. Ich verschiebe dies auf ein andermal und verlasse die Bühne, ohne den Chinesen auch nur fern und verschwommen erblickt zu haben.

Ein Teil des Platzes soll

zur Terrasse einer Bar werden, die angeblich in drei Tagen im Erdgeschoss der Werbeagentur eröffnet wird. Die Bar war im Herbst vor zwei Jahren schon angekündigt worden. Dann zogen Winter und Sommer ins Land und all die Zeiten dazwischen, und nichts hat sich getan. Seit dem Frühling dieses Jahres gehen nun zögerlich und schleppend Bauarbeiten vonstatten. Noch jetzt weisen diese auf kein klares Ergebnis hin. Schemenhaft ist ein Tresen zu erkennen, in einer

Ecke stehen verloren ein paar Tische und Stühle herum. Nichtsdestotrotz wird verkündet, dass die Bar in Kürze eröffne.

Ich habe mich eben erst auf dem Platz eingefunden, da setzt sich eine ältere Frau neben mich. Obwohl die weißen Zuschauerbänke viele Meter lang sind, obwohl es mehrere dieser Bänke hat und obwohl ich in diesem Moment die einzige Person bin, die da sitzt, lässt sie sich keine drei Meter von mir entfernt nieder. Das wundert mich zwar, stört mich aber nicht. Im Gegenteil, so kann ich die Frau besser betrachten. Sie ist mir schon aufgefallen, als sie quer über den Platz daherkam. Ihre Erscheinung versetzte mich augenblicklich in diesen Zustand des Schauens und Staunens, obwohl nichts an ihr besonders auffällig ist. Sie trägt weiße Leggings, ein schwarzes Kleid und einen schwarzweißen Wollmantel. Ihre schwarzen Stiefel sind gefüttert. Sie wirkt weder elegant noch verwaorlost, weder reich noch arm, weder protzig noch ärmlich, sondern ziemlich normal. Ihre Haare sind grau, ihr Gesicht ist faltig. Ich schätze sie auf siebzig, vielleicht jünger. In ihren halblangen Haaren ist noch etwas Farbe, sie sind tatsächlich eher schwarz und weiß als grau.

Die Frau öffnet ihre Handtasche, holt einen Notizblock und einen gelben Stift hervor und beginnt zu schreiben. All dies geschieht, ohne dass sie mich eines Blickes würdigt. Ich weiß nicht, ob sie mich überhaupt bemerkt hat. Einen Moment lang frage ich mich, ob ich unsichtbar bin. Vielleicht bin ich ein Geist. Vielleicht ist sie auch ein Geist, eine Einbildung meines Geistes. Vielleicht beobachtet sie mich aber auch aus den Augenwinkeln, so wie ich sie beobachte, und schreibt über mich.

Die alte Dame schreibt und schreibt; ich möchte natürlich wissen, was. Poesie? Einen Brief? Eine Einkaufsliste? Sie hält inne und liest das Geschriebene durch. Dann reißt sie die Seite heraus und zerreißt sie. Kurz darauf schreibt sie weiter, scheinbar noch entschlossener als zuvor. Das geht eine Weile so. Dann legt sie Stift und Block neben sich und zieht eine Plastiktüte aus der Handtasche. Die Tüte scheint schon voll zu sein, sie packt aber noch mehr hinein; Material, das sie aus der Handtasche nimmt. Am Ende steckt sie den Block und den Stift in die nun leere Handtasche und legt sich deren Henkel über die Schulter. Dann steht sie mit der Plastiktüte in der Hand langsam und leicht schwankend auf. Sie dreht sich um, schaut mich an und macht drei Schritte auf mich zu.

»Ich habe einer Freundin geschrieben«, sagt sie zu meiner Verblüffung. Die alte Frau hat mich offenbar nicht nur gesehen, sondern auch meine Gedanken gehört. »Einer Jugendfreundin, zu der ich schon seit Jahren keinen Kontakt mehr habe. Sie war Mitglied des französisch-

japanischen Kulturvereins. Ich musste plötzlich an sie denken, nachdem ich erfahren habe, dass der Präsident dieses Vereins gestorben ist. Sie gehen im Moment reihum, die Leute. Letzte Woche war meine Nachbarin dran. Noch keine fünfzig. Die Feuerwehr rückte an, weil es in ihrer Wohnung brannte. Ich habe den Rauch gesehen. Ich habe auch die Feuerwehr gesehen, aber natürlich zuerst einmal nicht gewusst, was passiert ist. Vermutet, das schon, aber ich gehe ja nicht einfach so hinaus, stehe im Weg herum und frage, was da vor sich geht. Sie ist wohl mit der brennenden Zigarette eingeschlafen und erstickt oder was weiß ich. Und vorletzte Woche hat es einen guten Bekannten erwischt.«

Während ich ihr zuhöre, schwanke ich zwischen Verwunderung über ihre Offenbarung – mir, einer komplett Fremden gegenüber, von der sie nicht einmal weiß, ob ich ihre Sprache spreche – und Mitgefühl für das, was ihr widerfährt. Ich versuche mich auf das Mitgefühl zu konzentrieren, doch stattdessen sehe ich uns beide nun erst recht von außen, über den Denkgraben hinweg. Ich frage mich, wer sie ist und warum sie mir das alles erzählt. Und wer bin ich, was ist meine Rolle in diesem Stück?

»Das tut mir sehr leid«, setze ich an, »ich –«

»Sagen Sie das nicht! So etwas will ich nicht hören.« Sie winkt vehement ab. »Tut mir leid, tut mir leid. Das sagen sie alle. Aber das sollten Sie nicht einmal *denken*.« Bevor ich etwas entgegnen kann, fährt sie fort: »Heute Mittag aß ich in einem kleinen Restaurant. Ich hatte gerade erst die Nachricht vom Tod des Vereinspräsidenten erhalten. Sie hat mich etwas erschüttert, das muss ich Ihnen sagen. Ich bestellte Pommes frites und einen Salat und einen ganz kleinen Viertel Wein, wirklich nur einen kleinen, und danach einen Kaffee. Das hat mir gut getan. Das Fleisch habe ich nicht genommen. Das war so gepresstes, undefinierbares Fleisch. Ich habe dem Türken gesagt, dass wir so etwas nicht essen. Wir wollen dickes, rotes, blutiges Fleisch. – Darf ich?« Sie weist neben mich auf die weiße Bank.

»Natürlich«, sage ich, »setzen Sie sich doch.«

Sie sitzt schon, bevor ich zu Ende gesprochen habe, legt die Plastiktüte und die Handtasche neben sich und dreht mir dann wieder ihr weiches, faltiges Gesicht zu. »Ich bin achtzig«, sagt sie, und es ist wieder wie eine Antwort. »Seit zwanzig Jahren in Rente. Mehrmals verheiratet, nicht immer glücklich. Ich habe einen Sohn, der zum dritten Mal verheiratet ist. Vor vielen Jahren hatte es hier eine Mühle, *les Grands Moulins* ...«

»Ich weiß«, sage ich und deute mit dem Kopf über den Kanal. »Dort vorne ist doch noch der Turm des alten Industriebaus zu sehen«, will ich hinzufügen, doch sie fällt mir erneut ins Wort.

»Sie wissen nichts«, sagt sie. »Mein Bruder arbeitete dort als *farinier*, da waren noch nicht einmal Ihre Eltern geboren. Er trug den ganzen Tag Säcke voller Mehl auf seinem Rücken herum.« Sie macht eine buckelnde Bewegung. Dann verzieht sie das Gesicht. »Jetzt hat sich die größte Bank des Landes im Gebäude der *Grands Moulins* einquartiert. Die, die dort jetzt Geld herumschieben, ruinieren bestimmt nicht ihre Gesundheit ... Mein Bruder ist früh gestorben. Seine Frau auch.«

»Woran sind sie gestorben?«

Sie winkt ab. »Egal. Sie sind tot. Wir werden alle sterben.«

Ich verkneife mir zu sagen »Ich weiß« und nicke nur leicht. Kann es sein, dass sie schon achtzig ist? Sie hat so etwas Trotziges und Eigensinniges, das sie zehn Jahre jünger macht. Ihre kleinen braunen Augen sind etwas verschwommen, schauen aber hellwach.

Plötzlich glättet sich ihre Stirn, die Runzeln springen auf die Wangen, die sich zu einem Lachen auseinanderfalten. »Ich habe hier ganz in der Nähe meine große Liebe kennengelernt. Da vorne, sehen Sie?« Sie zeigt zur Brücke, die vor der alten Mühle über den Kanal führt. »Dort stand er am Wasser und angelte. Er sprach mich an, als ich vorüberging, und eins ergab das andere. Als ich ihm in die Augen sah, war's um mich geschehen. Und ihm ging es genauso. Das tönt kitschig, aber so war es. Wir haben uns wunderbar verstanden. Wir konnten stundenlang neben einander sitzen und schreiben oder lesen, ohne ein Wort zu sprechen.« Sie lächelt versonnen. Dann will sie wissen, was ich hier tue. »Sie sind nicht von hier, stimmt's? Wo sind Ihre Wurzeln?«

»Ja«, sage ich, »ursprünglich bin ich von woanders. Seit fünf Jahren lebe ich nun hier. Dort hinten an der Avenue steht das Haus, in dem ich wohne. Ich komme manchmal auf den Platz und schreibe auf, was sich so tut. Wo meine Wurzeln sind, ist eine gute Frage ... Hier wollen sie nicht recht wachsen, aber vielleicht kommt das noch«, sage ich.

Sie schaut mich prüfend an. Eine kritische Bemerkung scheint ihr auf der Zunge zu liegen, doch sie behält sie für sich. Eine Weile schweigen wir beide. Dann frage ich: »Und Sie, sind Sie von hier? Stammen Sie aus dieser Banlieue?«

Sie nickt. »Ich bin hier aufgewachsen, hier geboren. In diesem Vorort, vor den Toren der großen Stadt. Aber meine Eltern kamen aus Jugoslawien, jedenfalls meine Mutter. Sie hat mich verlassen, als ich noch ein Kleinkind war. Ich bin in einer Pflegefamilie aufgewachsen.«

Ich möchte wissen, aus welchem Land im ehemaligen Jugoslawien ihre Mutter stammte. Sie antwortet, das spiele keine Rolle, und da beschließe ich, keine weiteren Fragen zu stellen. Ich überlege, ob es nicht spät geworden ist und ich langsam gehen sollte, da fragt mich die Frau unvermittelt, welcher Religion ich angehöre.

»Keiner«, sage ich. »Für mich gibt's keinen Gott da oben.«

Bei meinen Worten beginnt ihr Gesicht zu strahlen. Die alte Dame streckt mir die Hand entgegen, und ich kann nicht anders, als dasselbe zu tun. Sie ergreift meine Hand und schüttelt sie. Ich sehe uns beide von außen, eine alte und eine jüngere Frau, die auf der langen Bank am Rand des leeren Platzes sitzen und einander sekundenlang die Hand schütteln. Einmal mehr kann ich über den Lauf der Dinge nur staunen.

»Gratuliere«, sagt sie. »Ob verwurzelt oder nicht – für mich sind Sie ein Mensch, der mit beiden Füßen auf dem Boden steht! Mich haben sie ins Christentum gezwängt. Aber ich will damit nichts zu tun haben. Weder mit dieser noch mit einer anderen Religion. Jeder, der glaubt, glaubt rechtzuhaben. Und schon wird aus dem Glauben ein Behaupten, und vom Behaupten ist es nicht mehr weit bis zum Krieg. Ich heiße Irène«, sagt die Frau. »Das kommt aus dem Griechischen und bedeutet Frieden. *Eirene*, so hieß die griechische Friedensgöttin.«

Auch ich nenne meinen Namen. Er sei hebräischen Ursprungs, sage ich, und bedeute »Gott mit uns«. Wir lachen beide, und dann sage ich, dass ich losmüsse. »Leider«, füge ich hinzu.

»Ach was, seien Sie nicht so negativ«, sagt sie bloß. »Vielleicht sehen wir uns ja wieder einmal. Nun kennen Sie mich ja!«

»Ich hoffe es«, sage ich und hoffe es wirklich. Bei der nächsten Begegnung wären wir schon Bekannte und könnten weitersprechen, wo wir diesmal aufhören. Ich würde dann nicht mehr mitbekommen, was sonst auf dem Platz geschieht. Unser Gespräch wäre das eigentliche Geschehnis, wir wären die Aufführenden unseres Stücks und auch einfach Menschen, die sich unterhalten.

Ich überlege, ob ich ihr zum Abschied noch einmal die Hand entgegenstrecken soll, lasse es dann aber bleiben. Irène bleibt sitzen, während ich auf mein Fahrrad steige und davonfahre. Gerne wüsste ich, wo sie lebt, wohin sie gleich gehen wird und wer und was sie an diesem Ort erwartet. Beim nächsten Mal muss ich meine Fragen anders stellen, denke ich. Aber aus irgendeinem Grund, den ich nicht benennen könnte, zweifle ich daran, dass es ein nächstes Mal geben wird.

Wie hat es vor siebzig Jahren

auf diesem Platz ausgesehen? Wie hat es hier ausgesehen, bevor wir alle, die wir uns jetzt auf dieser Bühne oder auf den Zuschauerbänken aufhalten, geboren waren? Wo jetzt die Werbeagentur ihren Sitz hat, befanden sich einst die Lagerhallen der großen Stadt. Als Irène jung war, sollen dort Kolonialwaren und Getreide gelagert worden sein, auch Spirituosen und Automobile, später Kohle, Holz, Heizöl und Zeitungspapier. Vermutlich strömten damals auch allabendlich junge Menschen aus dem Gebäude, vor allem Männer. Aber sie trugen gewiss keine weißen Turnschuhe an den Füßen und schon gar nicht flache Bildschirmgeräte in der Hand.

Irène könnte mir mehr darüber erzählen. Sie könnte mir alles über diesen Platz erzählen, über die Lagerhallen, über diese Vorstadt und ihre Entwicklung. Vielleicht saß sie vor sechzig Jahren schon hier und beäugte die Männer, die morgens frisch und munter ins Gebäude eilten und es abends müde und verschwitzt wieder verließen. Ich würde der alten Dame liebend gern zuhören und es vielleicht manchmal wagen, eine Frage zu stellen. Doch Irène ist heute nicht da. Auch den Chinesen habe ich schon lange nicht mehr gesehen.

Andere Personen treten auf und wieder ab. Eine Frau um die dreißig, eine Mischung aus Betty Blue und Debbie Harry, hat sich zwei Meter neben mir hingesezt. Blonde Mähne mit schwarzem Haaransatz, Schlafzimerblick und volle Lippen, die sich zu einem schiefen Lächeln verziehen, als sie mich erblickt. Ich kann das Lächeln nicht deuten und bin auch nicht sicher, ob es etwas mit mir zu tun hat. Bald sagt sie zu einem siebenjährigen Jungen, der mit seinem Tretroller auf der Rampe spielt, »Idemo«, was Bosnisch-Serbisch-Kroatisch ist und »Gehen wir« bedeutet. Sie hat auch einen Roller bei sich, etwas größer als der des Jungen. Ich schaue den beiden nach, bis sie nicht mehr zu sehen sind.

Wenig später setzt sich dort, wo eben noch die Blonde saß, ein etwa achtzehnjähriger Junge in Jogginghose hin. Seine Haare sind kurz, schwarz und kraus, seine Haut dunkelbraun. Er kam auf einem Fahrrad daher gefahren, gefolgt von vier kleineren Kindern, drei Mädchen und einem Jungen, auch sie auf Fahrrädern oder Tretrollern. Während die vier Kleinen miteinander spielen, spielt der Große auf seinem Handy herum. Wird eines der Kinder zu laut, sagt er mit ernster Miene und strengem Ton: »Attention!« Und nochmals, ohne den Blick vom Bildschirmgerät in seiner Hand zu heben: »Attention!« Plötzlich steht er

auf und fährt mit einem der Mädchen davon, er auf seinem großen, sie auf ihrem kleinen Rad. Kurz darauf gesellt sich ein anderer Junge zu den drei Kleinen, die auf dem Platz geblieben sind.

Nach wenigen Minuten erscheinen die beiden wieder. Der große Bruder, der eher breit und massig als wirklich großgewachsen ist, beginnt am Fahrrad der Kleinen herumzuschrauben. Er spricht dabei ins Mikrofon seines Telefonkopfhörers, vielleicht auf Portugiesisch, vielleicht in einer afrikanischen Sprache; es klingt schön. Er lauscht und lacht und hantiert mit einer Zange an einem Kabel herum. »Attention! Attention!«, ermahnt er zwischendurch die Kleinen, dann lacht er wieder ins Telefon. Die Kleinste beginnt zu weinen und hört ebenso abrupt wieder damit auf.

Ich wundere mich, aber nicht über das Kommen und Gehen der Kinder, nicht über ihr Spielen und Lachen und Weinen. Ich wundere mich wieder einmal über mich selbst, über mein Gefühl des Fremdseins. Es erinnert mich ans Unterwegssein, an Reisen durch ferne Länder, in denen Dinge, die für die Einheimischen alltäglich und selbstverständlich sind, für die Fremden unlösbare Geheimnisse darstellen. Auch hier, wo ich mich niedergelassen habe, bin ich fremd geblieben. Ich denke an Irènes kritischen Blick. Das Verwundern kam von selbst über mich. Wird auch das Verwurzeln eines Tages von selbst geschehen? Und wie tief werden sie reichen, diese Wurzeln? Es gibt ja neben dem oberflächlichen Fremdseins auch noch jene tieferliegende existenzielle »Befremdung«, die allen Menschen gemeinsam ist, wie Camus schrieb.¹⁵ Jener Zwiespalt, der sich aus dem menschlichen Denken ergibt – oder haben die Möwen auf dem Kanal auch Gefühle der Absurdität?

Der Sommer ist dabei, in den Herbst zu kippen. Es wechselt von einem Moment zum anderen von warm und mild zu kalt und klamm. Am Eingang zur Bar werden riesige Töpfe mit Eukalyptussträuchern aufgestellt. Ein Blick durch die gläsernen Wände zeigt, dass sie noch nicht fertig eingerichtet ist; alles ist noch im Dunst des Werdens. Die Sträucher haben Wurzeln, doch werden ihnen diese nützen, um den Winter zu überleben? Und die Wolken, die vorübertreiben, was haben sie vor, wo wollen sie hin? Nichts, nirgends. Sie schweigen blass, und doch sagen Wolken alles.

Das Schauen und Staunen

tritt nicht einfach so ein, allein indem ich auf den Platz trete, und es ist nicht leicht zu sagen, wann und wie es beginnt. Ich kann wunschlos darauf warten, dass es über mich kommt. Oder ich kann versuchen, aus der gewohnten, gewöhnlichen Wahrnehmung in eine unbeteiligte Aufmerksamkeit zu gleiten, ganz staunendes Auge und Ohr ...

Am Ufer vorne scheppert es. Jemand hat einen der Eisenringe hochgehoben, die ihrerseits an kleineren, im Boden einbetonierten Eisenringen hängen. Es hat alle zehn, zwanzig Meter am Ufer des Kanals einen solchen Ring. Früher wurden die Lastkähne, die Waren zu den Lagerhallen brachten oder stadteinwärts transportieren, daran festgebunden. Heute sind sie Dekoration, historische Spuren der industriellen Blütezeit. Der Mann, der an einem dieser Ringe gerüttelt hat und immer noch rüttelt, schaut dabei zur Frau, mit der er am Ufer des Kanals einher spaziert, so wie ein Kind zur Mutter oder zum Lehrer schaut, wenn es wegen etwas beachtet und gelobt werden will. Ich sehe nicht, ob die Frau von seinem Tun beeindruckt ist. Ich sehe sie nur von hinten und blicke dabei erst noch ins Gegenlicht. Ich sehe aber, dass sie schön ist; beide sind schön.

»Unter diesem Himmel können alle Menschen das Schöne als schön erkennen«, sagte Laotse.¹⁶ Was aber heißt »schön«? Viele haben über diese Frage schon nachgedacht, haben das Schöne zu definieren versucht, suchten nach objektiven Kriterien dafür. Doch das Verwirrende am Wort »schön« ist, dass es eigentlich nichts bedeutet. Natürlich drückt es ein Wohlgefallen aus. Es besagt, dass etwas angenehm und erfreulich sei für die Augen, für die Ohren oder für einen der anderen Sinne. Es beinhaltet jedoch keine Begründung, keine Erklärung, keine präziseren Angaben. Schön und hässlich, gut und schlecht – diese Wörter sind austauschbar, obwohl sie einander doch widersprechen. Was der eine schön findet, findet die andere hässlich. Dasselbe Ding, derselbe Mensch kann schön und hässlich scheinen, denn es gibt keine allgemein gültigen Kriterien dafür, was »schön« ist: »Schönheit ist keine Eigenschaft, die den Dingen an ihnen selbst zukommt; sie existiert lediglich im Geiste dessen, der die Dinge betrachtet.«¹⁷

Längst ist das Paar verschwunden, doch ich sehe sie noch vor mir, beide ganz in Schwarz gekleidet, wohlgewachsen auf leichten Füßen einhergehend, als hätten sie Flügel, nichts schien ihnen wehzutun. Es war eigentlich kein sehr wunderliches Paar, aber es hat mich zu allerlei Überlegungen angeregt. Dass ich mich statt den Geschehnissen auf dem

Platz meinen eigenen Gedanken zugewendet habe, liegt möglicherweise daran, dass ich die Zuschauerbank am hinteren, schattig gewordenen Rand des Platzes gegen einen der breiten Betonbänke vorne am Kanal eingetauscht habe. Wegen der Sonne, um von der Sonne beschienen zu werden, bin ich zur Darstellerin auf dem Platz geworden, über die sich nun vielleicht diejenigen wundern, die im Schatten sitzen.

Noch ein Wort zur Bar, die in der Zwischenzeit tatsächlich eröffnet hat. Die gesamte Einrichtung macht auf alt, *vintage*: Das Mobiliar scheint aus allen möglichen Zeiten und Orten zu stammen, Funde, wild zusammengewürfelt; vermutlich wurde es aber fabriziert, um diesen Anschein zu erwecken. Die Bodenplatten sehen abgewetzt aus, als seien Generationen darüber gegangen, dabei habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie sie neu verlegt wurden. Das Barpersonal ist natürlich nicht *vintage* und auch nicht im Geringsten abgewetzt. Es sind schöne junge Menschen, die einen unbeholfen, die anderen schnippisch. Durch die großen Fenster bietet sich beste Sicht auf die Bühne des Platzes. Leider gibt es nur französischen Kaffee, den bitteren.

Heute, zwei Tage nach der unwahrscheinlichen Eröffnung, hat das Lokal wieder geschlossen. Lieferwagen stehen davor, drinnen wird weiter gebaut. Es sieht nicht aus, als würde die Bar bald wieder öffnen. Aber ich habe mich schon bei der ersten Eröffnung getäuscht, ich täusche mich wahrscheinlich auch diesmal.

Zeit ist vorübergegangen.

Tage und Wochen sind vorübergegangen. Ich ging weg, der Sommer ging weg. Ich bin zurückgekehrt, der Sommer aber ist weitergezogen und kommt erst in einem Jahr wieder. An seiner Stelle ist es Herbst geworden. Die Blätter an den Bäumen verfärben sich, bevor sie ermattet zu Boden fallen oder vom Wind von den Ästen gelöst werden. Die Tage werden kürzer und kühler. Das ist schon Milliarden Male geschehen, schon millionenfach beschrieben worden; es gibt nichts Neues darüber zu sagen. Es wiederholt sich Jahr für Jahr, so wie sich vieles andere Tag für Tag wiederholt, Abend für Abend, Stunde für Stunde. Auch auf diesem Platz – gerade auf diesem Platz.

Auch ich erlebe heute hier eine Wiederholung. Sie besteht darin, dass ich einem jungen Mann, den ich nicht kenne und von dem ich nichts

weiß, an diesem Tag bereits zum zweiten Mal begegne. Ich kann nicht viel mehr über ihn sagen als das Offensichtliche: dass seine Haut sehr dunkel ist und er eine schwarze Strickmütze trägt. Ich habe den Jungen erstmals am Nachmittag gesehen. Wir saßen beide auf einem Fahrrad und fuhren aneinander vorbei. Nun sitzt er auf der langen weißen Bank, sein Fahrrad steht neben ihm. Kaum habe auch ich mich in einigen Metern Entfernung auf die Bank gesetzt, steigt er auf sein Rad und fährt an mir vorbei. Er schaut zu mir herüber, dann nickt er mir zu und lächelt mich an. Ich sehe, dass es zwischen seinen Schneidezähnen eine breite Lücke hat, was sehr charmant wirkt. Er dreht auf dem Platz eine Runde, dann setzt er sich wieder auf die Bank. Er sieht jung aus. Jung und etwas verloren ... Das Bild kann täuschen, und möglicherweise existiert die Verlorenheit genau wie die Schönheit lediglich in meinem Blick.

Ich könnte ihn in der neuen Bar am Platz zu einem Getränk einladen, denke ich. Aber dann beginne ich zu überlegen, und mit dem Überlegen kommen die Zweifel. Was *er* wohl überlegt? Er schaut zu mir herüber. Unsere Blicke treffen sich, und ich schaue weg. Plötzlich spiele ich in einem Stück mit und habe keine Ahnung, was das für ein Stück sein soll. Dazu müsste ich wissen, wer er ist, aber ich weiß nicht einmal, wer ich selbst bin. Vielleicht ergeht es ihm ähnlich.

Wir sitzen hier zu einer Tages- oder vielmehr Abendzeit, zu der viele junge Menschen über den Platz gehen. Es sind hauptsächlich Angestellte der Werbeagentur, die ihren Arbeitsplatz verlassen haben und sich nun zur nächsten Metrostation begeben, um vielleicht ins Zentrum der großen Stadt zu fahren und in einer Bar etwas zu trinken. Sie gehen am Ufer entlang oder quer über den trapezförmigen Platz, an dem heute ein alter Lastkahn ankert. Sie gehen in weißen Turnschuhen der großen Stadt, dem Sonnenuntergang und der Stunde des Aperitifs entgegen. Diese berühmte »blaue Stunde« ist vor Urzeiten in ebendieser Stadt erfunden worden und wird dort noch heute ausgiebig zelebriert. Vielleicht ist die Stunde des Aperitifs der wahre Grund, weshalb es so viele Menschen hierherzieht und so viele hier hängenbleiben. Wer den täglichen Aperitif an einem der altherwürdigen oder neu in Betrieb genommenen Tresen der großen Stadt trinkt, der kommt so schnell nicht wieder von diesen weg.

Auch ich hatte vor, etwas trinken zu gehen. Nicht um am Tresen hängenbleiben, sondern um mich aufzuwärmen. Ich wollte ein wenig auf der Bank sitzen und dann, wenn mir kalt geworden wäre, in die endlich eröffnete Bar gehen und auf den Platz hinausschauen. Doch jetzt, wo dieser verloren wirkende Junge dasitzt, stelle ich alles in Frage. Er

wird unweigerlich sehen, wie ich den Platz überquere. Er wird sehen, wie ich die Bar betrete. Er wird vielleicht noch immer dasitzen, verlorener denn je, wenn ich das Lokal wieder verlasse. Und ich werde schon beim Hineingehen ein schlechtes Gewissen haben, weil ich ihn alleine draußen sitzen lasse, auf der kalten langen Bank.

Ich frage mich, wieso und wozu ich mir all das überlege, wo mir doch dieser Mensch total egal sein könnte. Ich sehe ihn erst zum zweiten Mal in meinem Leben und weiß nicht das Geringste von ihm. Es ist, als wäre durch die Wiederholung, durch das Wiedererkennen und durch das Sichtbarmachen dieses Wiedererkennens eine Beziehung zwischen uns entstanden und damit so etwas wie eine Verpflichtung. Aber ist das nicht übertrieben? Was geht mich dieser Mensch an? Oder ist mein Problem ein anderes, besteht es vielleicht darin, dass ich, wenn ich mich erheben und über den Platz in die Bar hineingehen würde, zur Darstellerin werden und ein Stück aufführen würde, dessen Publikum er wäre?

Die meisten Menschen auf diesem Platz, in dieser Stadt, auf dieser Welt ignorieren einander, und ich weiß beim besten Willen nicht, wieso wir es nicht auch tun. Ich überlege mir, auf mein Fahrrad zu steigen und mit starrem Blick an ihm vorüberzurollen, als hätte ich ihn noch nie gesehen. Ich könnte ihm dabei auch freundlich, aber unverbindlich zulächeln und mich nochmals an seiner Zahnlücke erfreuen, falls auch er mir nochmals ein Lächeln schenkt. Ich kann nicht ausschließen, dass er nicht das Geringste mit mir zu tun haben will und sich wundert, weshalb ich immer wieder zu ihm hinüberschaue. Es ist gut möglich, dass dem so ist, dass er sich auch überhaupt nicht verloren fühlt, sondern es selbst gewählt hat, allein zu sein. In seinem Ohr stecken Kopfhörer. Er hört sich etwas an, Musik oder etwas Gesprochenes, und das genügt ihm wahrscheinlich. Wieso sollte es nicht?

Ich höre, wie eine Frau sich nähert. Ich höre es nicht nur am lauter werdenden Klackern ihrer Schuhe, sondern auch an ihrer Stimme, die näherkommt. Sie spricht eine Sprache, die ich weder verstehe noch einordnen kann. Die Frau schiebt einen Kinderwagen, in dem ein kleines blondes Mädchen in einer pinkfarbenen Hose und einer pinkfarbenen Jacke sitzt. Allem Anschein nach ist es nicht die Tochter der Frau, denn diese hat dunkelbraune Haut. Während sie mit Afrika telefoniert, vielleicht aber auch mit ihrer Freundin, Schwester oder Mutter um die Ecke, sitzt das Mädchen stumm und reglos da und lässt sich über den Platz stoßen. Ich frage mich, ob es nach und nach diese afrikanische Sprache verstehen lernt oder ob es gar nichtinhört. Das Mädchen sieht

ernst aus. Es schaut, was auf dem Platz vor sich geht, aber es staunt nicht voll kindlicher Freude darüber, wie es beispielsweise der Chinese tat.

Es ist nun schon eine Weile her, seit ich ihn zuletzt gesehen habe. Auch Irène ist nicht wieder aufgetaucht. Aber auch ich selbst war ja eine Weile weg, vielleicht waren sie währenddessen beide hier, hielten sogar Ausschau nach mir, und ich habe ihre Auftritte verpasst. Während ich so den Lastkahn betrachte, der am Kanal ankert, aber menschenverlassen scheint, fährt der Junge mit der Strickmütze davon. Er rollt mit starrem Gesicht an mir vorüber, mich vollkommen ignorierend und mir nicht den geringsten Blick auf seine Zähne und die Lücke dazwischen gewährend.

Als meine Finger ganz klamm sind, beschließe ich, doch in die Bar zu gehen. Ich halte nach einem Ort Ausschau, an dem ich mein Fahrrad festketten könnte und entdecke seitlich des Eingangs einen Lichtmast. Nun kenne ich mein Ziel und kann mich auf den Weg machen. Ich packe meine Sachen zusammen und rolle langsam über den Platz auf den Eingang zu, Fahrradfahrerin auf der großen Bühne und bald Statistin inmitten des Stücks, das in diesem Lokal seit kurzem aufgeführt wird.

Je näher ich der Bar komme, umso stärker beginne ich mein Vorhaben wieder zu hinterfragen. Vor der gläsernen Tür, neben der ich im Sommer oft in der Sonne saß, als die Halle noch eine Baustelle ohne klar erkennbares Konzept war, steht nun ein Wachmann. Er ist großgewachsen und wirkt kräftig, als würde er regelmäßig ins Fitnessstudio gehen, wozu ihn dieser Beruf vielleicht auch verpflichtet. Er trägt einen blauen Pullover und die obligate leuchtorangefarbene Armbinde, auf der in schwarzen Lettern SECURITÉ steht. Er hat ein schönes, kantiges Gesicht, und natürlich ist er dunkelhäutig, ein Mensch afrikanischer Herkunft. »Natürlich«, weil das mittlerweile bei vielen Lokalen so ist, dass am Eingang ein Sicherheitsmann steht, und immer ist es ein sogenannt »Schwarzer«, als würde die dunkle Hautfarbe ihm die für diese Arbeit nötige Autorität oder eine Art von Kompetenz verleihen.

Der Job *dieses* Sicherheitsmannes besteht hauptsächlich darin, den Eintretenden und Hinausgehenden die Tür aufzuhalten, zumal Letztere oft in beiden Händen ein Getränk halten, also froh sind um einen Türöffner. *SECURITÉ pour vos boissons* könnte auf seiner Armbinde stehen ... Bevor die Sicherheitsmänner zu Portiers wurden, kontrollierten sie an allen möglichen Eingängen, ob die Eintretenden bewaffnet sind. Das begann vor ein paar Jahren, nachdem es in der großen Stadt zu schweren Attentaten kam, und als trotz dieser Maßnahme weitere Attentate folgten, kam niemand mehr irgendwo hinein, ohne durch und

durch kontrolliert zu werden. Nebst den Sicherheitsmännern tauchten damals auch vielerorts Absperrgitter auf, um überhaupt erst kontrollierbare Eingänge zu schaffen.

Diese Vorkehrungen führten in der großen Stadt, wo die Menschenmassen fließen können müssen, zu unendlichen Anstehschlangen. Mit der Zeit nahm die Ernsthaftigkeit der Kontrollen und damit auch die Länge des Anstehens ab. Die Sicherheitsmänner aber sind geblieben, ebenso die Absperrgitter. Es kommt auch immer noch vor, dass ein Sicherheitsmann in eine Tasche schaut. Die, die eine Bombe oder Waffe bei sich haben, dürfen nicht eintreten, die schickt er weg oder meldet sie der Polizei – so das Sicherheitskonzept, nehme ich an. Aber was, wenn die Bewaffneten ihre Waffe einsetzen? Dann kommt als erstes der Sicherheitsmann dran, dessen einzige »Waffe« die leuchtorangefarbene Armbinde ist.

Der Anblick dieses schwarzen Mannes, der den ausschließlich weißen Menschen dienstbeflissen die Tür aufhält, befremdet mich ebenso wie derjenige der Frau mit dem kleinen blonden Mädchen. Die Menschen, die schon immer hier gelebt haben, staunen darüber wahrscheinlich in keiner Weise. Für sie ist es die alleralltäglichsie Realität, ganz *infra-ordinaire*. Möglicherweise verschwenden nicht einmal der Sicherheitsmann und die Tagesmutter einen Gedanken an diese Situation. Aber versuchen wir uns das Umgekehrte vorzustellen, dass also eine Weiße das Kind einer schwarzen Frau hütet, um damit ihren Lebensunterhalt zu verdienen, während die schwarze Frau einer höher angesehenen und besser bezahlten Erwerbstätigkeit nachgeht. Oder dass ein Weißer als Aufpasser vor einer Bar steht, in der vornehmlich dunkelhäutige Menschen verkehren. Dann zeigt sich sofort, dass die Realität, in der wir leben, eine asymmetrische ist und dass es die Asymmetrie einer Ungleichheit und Ungerechtigkeit ist. Sie wurzelt in der Vergangenheit von Kolonialismus, Unterdrückung und Ausbeutung; einer nicht sehr fernen Vergangenheit, die in den heutigen Hierarchien und Rollen weiterbesteht und sich fortsetzt in unseren Bildern der Tatsachen. Diese Bilder werden selbst wieder zu Tatsachen, sind formgebend für ebendiese Hierarchien und Rollen, für die Möglichkeiten und Chancen, für die wahre Realität von Schwarzen und Weißen.

Wieso überhaupt so reden, wieso einen Menschen als »Schwarz« oder »Weiß« bezeichnen? Sollten wir nicht über eine Eigenschaft wie die Hautfarbe ebenso hinwegsehen wie über die blonde oder brünette oder graue Farbe von Haaren, ihr keinerlei Bedeutung beimessen oder zumindest nicht jemanden darüber charakterisieren und kategorisieren?

Gewiss sollten wir das, und vielleicht werden wir das eines schönen Tages auch tun. Aber solange die Asymmetrie besteht, solange lässt es sich nicht ignorieren, dass es sie aufgrund der Hautfarbe gibt. Indirekt, weil diese ein Zeichen ist für etwas darunter Liegendes. Weil sie die Herkunft verrät, und diese Herkunft direkt in die unheilvolle Vergangenheit führt ...

Am Ende fahre ich am Eingang der Bar vorüber, ohne anzuhalten. Ich rolle weiter, rund um die Werbeagentur herum. Das neue Quartier, das hier entsteht und an dem immer noch weiter gebaut wird, ist sehr belebt. Der Spielplatz ist voller Kinder. Mütter und Väter lächeln mich an. Fenster stehen offen, und ich blicke auf gemütliche Sessel. Ich denke unwillkürlich an das Buch, das ich lese, und an die Wärme im Zimmer, in dem ich es zurückgelassen habe. Ich lasse nun den Platz hinter mir, samt den Geschichten, die sich weiter darauf abspielen, auch wenn niemand zuschaut, niemand sie erzählt und niemand sich ihrer bewusst ist. Sie werden einfach gelebt, und alle, die über den Platz gehen, sind einfach auf ihrem Weg durchs Leben.

Der alte Lastkahn ankert

immer noch am Platz. Wieso er da ruht, wem er gehört und was damit weiter geschehen wird, das sind so Fragen, aber weit und breit ist niemand zu sehen, der oder die sie beantworten könnte. Der Kahn ist mit zwei dicken Tauen an den Eisenringen am Kanalufer befestigt, die damit wieder ihren ursprünglichen Zweck erfüllen. Zugleich halten ihn zwei Autoreifen, die an der Seite des Kahns befestigt sind, vom Ufer fern. Allerhand Gestrüpp und Müll hat sich in dieser Lücke zwischen Kahn und Kanalmauer verfangen und angesammelt. Gras vom Grund des Kanals, Taubenfedern, die ersten von den Bäumen gefallenen Blätter, ein Schuh, ein Zigarettenpäckchen mit kyrillischer Aufschrift, ein Feuerzeug aus durchsichtigem rotem Plastik und anderes Plastikzeug in allen möglichen Formen und Farben: Flaschen, Becher, Tüten, Behälter.

Ich sitze auf dem Betonboden am Ufer. Die Sonne scheint, und es windet. Der Wind weht mitten durch mich hindurch, durch die Rippen in meiner Brust, und ich spüre, dass er mich sofort töten würde, wenn mein Herz nicht mit aller Kraft dagegen schlagen würde. Ich spüre auch mein Herz, heiß und schwarz; ein Stück Kohle, das unmerklich langsam verglüht, bis es zu Staub und Asche zerfallen sein wird.

Ich drehe dem Platz den Rücken zu. Eine Haselnuss, verschlungene Bündel von Wassergras und andere Dinge treiben an mir vorüber wie die Noten eines Liedes. Meine Haare sind warm. Meine Hände sind kalt, obwohl in ihnen viel mehr Leben ist als in den Haaren. Der Wind zerzt an meinem Kopf, an den Haaren. Ich fahre mit den Fingern immer wieder darin herum, bis sie total durcheinander sind. Ich sehe es an meinem Schatten und spüre es auf meiner Kopfhaut. Ich versuche die Haare in Ruhe zu lassen und mich auf das Sein und Schauen zu konzentrieren – da höre ich es plötzlich neben mir räuspern und spucken. Ich höre, wie die Spucke wenige Meter neben mir auf den Betonboden klatscht, und noch bevor ich aufschaue, weiß ich, wer es ist. Trotzdem kann ich's im ersten Moment kaum glauben.

Der Chinese blickt mich an, und ich denke wieder: Vielleicht hat er neben mich gespuckt, damit ich aufschaue. Vielleicht hat er mich längst erkannt, hat mich von weitem gesehen, voll von der Sonne beschienen, in Schwarz gekleidet und nachdenklich wie eine Statue.

Schon geht er weiter am Wasser entlang. Er ist nicht nur ein wunderlicher Anblick und der Anblick eines sich Wundernden, er ist auch ein wundervoller Anblick. Wie er da ruhig, unbeirrt einhergeht, das hat etwas Tröstliches. Es ist ganz einfach, immer weiterzugehen, sagt sein leichter Schritt; es geht ganz von selbst. Auf dem Kanal schwimmt jetzt ein halber Teppich vorbei, schwarz mit grauen Punkten und Linien. Der Chinese trägt einen Pullover in dunklem Blau, der pinkfarbene Rucksack ist verschwunden. In der Hand hält er eine rosa Plastiktüte, sie ist verknotet, etwas Weiches befindet sich darin, vielleicht die rosa Jacke. Er hat die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt, die Plastiktüte baumelt hinter ihm hin und her. So geht er leicht gebeugt dem Wind entgegen, als müsse er ihm die Stirn bieten, während ihm die Sonne auf den Rücken scheint. Bald wird sein Pullover hellblau sein, denke ich.

Er ist an mir vorübergegangen, ohne zu zögern, als habe er mich noch nie gesehen. Und obwohl er langsam geht oder jedenfalls bemessen, kommt er schnell voran und ist meinen Blicken rasch entschwunden. Sie macht mich froh, diese vorübergehende Anwesenheit. Es ist, als würde die Wiederholung seines Auftretens auf diesem Platz einen Sinn schaffen, der auf mich abfärbt, der auch der Wiederholung meines Auftretens hier und sogar meinem Aufschreiben der Geschehnisse einen Sinn verleiht. Ohne Wiederholung kein Sinn, sagt sein Auftritt. Die Wiederholung *ist* der Sinn, so gewöhnlich und sisyphosartig sie auch ist.

Als die Sonnenstrahlen von einer Wolke verschluckt werden, will ebenso sisyphosartig wieder der Zweifel über mich herfallen. Wieso und wozu solch alltägliche Wiederholungen festhalten, fragt er, statt über etwas zu schreiben, das wichtig ist oder wenigstens interessant? Doch was könnte überhaupt wichtiger sein als die alltäglichen Dinge, ob in exotischer Ferne oder vor der eigenen Nase? Darin besteht unser Leben, auch wenn die Medien nie darüber berichten. Auch die Literatur handelt selten davon, außer etwa bei Perec: Er schrieb seitenweise, bücherweise über »das, was passiert, wenn nichts passiert«. ¹⁸ Er empfahl geradezu, das zu »befragen, was für alle Zeit aufgehört zu haben scheint, uns in Verwunderung zu versetzen«. Etwas »von [dieser] Verwunderung wiederfinden«, das war die Methode von Perec. ¹⁹

Auch Aristoteles riet zur Verwunderung, »um der Unwissenheit zu entkommen« und Verstehen zu erlangen. Die Suche nach Einsicht, sagte er, sei ganz »frei«, sie erfolge »nur um ihrer selbst willen«. ²⁰ Schauen, um zu schauen. Staunen, um zu staunen. Ob verwurzelt oder vorüberziehend wie eine Wolke: Ich muss nichts damit wollen und Punkt. Wunschlos, wie Laotse sagte, und frei allen Strebens kann ich auf diesem Platz sitzen, mich über das banale Geschehen wundern und es festhalten – gerade *weil* es unbedeutend ist. »Das Unbedeutende erkennen heißt: Erleuchtung«, sagte Laotse auch. ²¹ Erleuchtung!

Schließlich halte ich es im kühlen Wind nicht mehr aus und mache mich auf den Weg zu einem Café, das ich am Tag zuvor zufällig entdeckt habe: Ich folgte einem Pfeil auf einer Schiefertafel, die für Kaffee und hausgemachten Kuchen in einem Lokal hundert Meter weiter vorne warb. Als ich allerdings zu der grünen Eingangstür kam, schloss eine Frau diese buchstäblich vor meiner Nase ab. Sie war in meinem Alter und wirkte so gehetzt, dass ich sie nicht zu fragen wagte, wann das Café wieder öffnen würde.

Jetzt stehen vor dem Eingang grüne Tische und Stühle. Es sitzt niemand darauf, auch nicht *im* Café, doch die gläserne Tür steht offen, und ich trete ein. Ich sehe sofort, dass es in diesem hübschen neuen Lokal italienischen Kaffee gibt. Den Kuchen sehe ich nirgends. Ich sehe zunächst auch niemanden, der mir den Kaffee servieren könnte. Dann aber entdecke ich durch ein Fenster hinter dem Tresen, das Einblick in eine Küche gewährt, die Frau vom Tag zuvor. Ihre schwarzen Haare stecken unter einer weißen Haube, und sie hantiert geschäftig herum. Vielleicht rührt sie den Kuchenteig für den nächsten Tag an, denke ich.

